

Standpunkte

Zehn Wege, sich spannend zu langweilen

Ein Erfahrungsbericht von der kultur- und medienwissenschaftlichen Tagung „Paradoxien der Langeweile“ am 12. und 13. Januar 2007 an der Ruhr-Universität Bochum

von Sebastian Moretto

Auf den ersten Blick möchte man meinen, dass sich das Wort ‚Paradoxie‘ seinen Platz im Titel einer Tagung, die eine interessante Form der Auseinandersetzung mit dem Thema ‚Langeweile‘ finden will, redlich verdient hat. Macht man sich jedoch die Mühe, einmal hinter das alltagsweltliche Verständnis von Langeweile zu blicken - die von der populären Medienkritik besonders im Hinblick auf das Fernsehen so gerne aufgegriffene Vorstellung einer negativ konnotierten Selbstwahrnehmung sinnentleerter Monotonie - entdeckt man durchaus auch positive Konzeptionen, die diesem Phänomen eine produktive Kraft, ja mitunter sogar ein utopisches Potenzial zubilligen. Ziel der von der ‚kooperativen m‘, eines am Institut für Medienwissenschaft der Ruhr-Universität Bochum gegründeten Graduiertennetzwerks, veranstalteten Tagung „Paradoxien der Langeweile“ war es, einen analytischen Blick auf jene performativen Operationen zu werfen, als deren Resultat Langeweile entsteht.

Den ersten Beitrag dazu leisteten Serjoscha Wiemer (Braunschweig) und Anke Zechner (Paderborn), indem sie sich mit der Konzeption der Zeitwahrnehmung bei Walter Benjamin und Siegfried Kracauer auseinandersetzten und beiden Denkern eine Sichtweise auf Langeweile attestierten, die sie als Möglichkeit begreift, Zeitlichkeit jenseits gängiger linearer und teleologischer Vorstellungen erfahrbar zu machen: Die Langeweile wird zum Moment der Unterbrechung der Sinnproduktion und somit zur Chance, der Dynamik der modernen „Maschinen-Cultur“, um mit Nietzsche zu sprechen, wenigstens zeitweise zu entkommen und so zu sich selbst zu gelangen. Eine durchaus ähnliche Konzeption stellte Mariella Schütz (Mannheim) anhand von Filmen der Berliner Regisseurin Angela Schanelec vor, deren ‚Langeweile‘ Zugang zu einem ganz besonderen Seinsbezug des Subjekts ermögliche. Auch hier wurde Langeweile als ein Ort - vielleicht einer der letzten überhaupt - gefasst, von dem aus man ungestört in sein eigenes Dasein blicken und seinen zeitlichen Zustand begreifen kann. Die Langeweile als Möglichkeit für den Zugang zu vernachlässigten oder verschütteten Arealen des Daseins war auch das Thema von Herbert Schwaabs (Bochum) Beitrag über die Filme Eric Rohmers, die zu betrachten laut einem Zitat aus Arthur Penns *Night Moves* (1975), das dem Vortrag auch seinen Titel gab, so sei, als würde man „Farbe beim Trocknen

zusehen“. Doch Schwaab hielt gerade für die Formen der Langeweile, Ereignislosigkeit und Beiläufigkeit des Lebens in Rohmers mehr am Zeigen denn am Bedeuten interessierten Kino ein überzeugtes Plädoyer, da sie die Chance auf eine Annäherung an das Gewöhnliche und seine Potenziale der Transzendenz ermöglichten.

Die Beiträge zweier weiterer Redner lassen sich an einer konzeptionellen Schnittstelle von Langeweile als Wahrnehmungseffekt und als diskursivem Verfahren verorten - und auch an jenem Punkt, wo der Begriff seine Paradoxie offen legt und zwischen den Polen utopischen Potenzials, negativ konnotierter Abstumpfung und eines gewünschten medialen Wahrnehmungseffektes pendelt. Letzterer Aspekt stand bei Thomas Weber (Berlin) im Mittelpunkt des Interesses, der im deutschen Fernsehkrimi Tendenzen zur Auflösung von Spannungsdramaturgien zugunsten einer „gehemmten Bewegung“ diagnostizierte, durch die eigentlich aufregende und potenziell verstörende Inhalte in beruhigende Berieselung überführt werden: Die Auflösung von Spannung werde somit zum eigentlichen Nutzen des Fernsehens als Praxis der Alltagskultur. Mit den paradoxen Bewertungen von Langeweile beschäftigte sich wiederum Sven Grampp (Erlangen), indem er zwei unterschiedliche Logiken dieses Phänomens gegenüberstellte: die Konzeption einer ‚aktivierenden‘ Langeweile im postdramatischen Theater Robert Wilsons, die als Vorbedingung für eine ästhetische Sensibilisierung der Wahrnehmung verstanden wird, und die in der Kulturkritik beheimatete Vorstellung einer ‚passivierenden‘ Langeweile der Massenmedien, die gerade zu einer Abstumpfung führe. Gehe man davon aus, dass Langeweile vor allem eine Reaktion auf die Unterforderung sinnlicher Stimuli sei, könnte man behaupten - so Grampps bewusst pointiert zugespitzte These - dass Robert Wilsons Theaterinszenierungen und das Fernsehformat Gute Zeiten, schlechte Zeiten mit ihrer reduzierten Informationsvermittlung durchaus vergleichbare Zeiterfahrungen generieren.

Eine Auseinandersetzung mit Langeweile als dezidiertem ästhetischem und diskursivem Verfahren stand sowohl bei Hans-Friedrich Bormann (Berlin) als auch bei Florian Mundhenke (Marburg) im Mittelpunkt des Interesses. Bormann warf in seinem Beitrag ein Schlaglicht auf einen Prozess des Wandels der Wahrnehmung in der Kunst der Postmoderne: Der Topos der Langeweile sei hier nicht mehr länger ein im Kunstwerk objektivierter Movens schöpferischer Tätigkeit, sondern werde nun ein konstitutives Moment der Erfahrung des Rezipienten selbst. Florian Mundhenke beobachtete in seinem Beitrag ebenfalls einen spannenden Wandel in der Kunst - gelungen veranschaulicht an Beispielen sowohl aus den künstlerischen Avantgarden der 1960er Jahre als auch aus der aktuellen Medienkunst - hin zum Einsatz zweier in der traditionellen Kunst noch eher unbekannter Gestaltungsprinzipien: Zufall und Langeweile. Dieser Wandel bedeute eine Verschiebung hin zum Experimentellen, um im Versuchsrahmen neue Möglichkeiten zu ergründen. Zufall und Langeweile werden in solchen Kunstwerken als Bewusstwerdungs- oder Störfaktoren genutzt, um sich mit den Gege-

benheiten des menschlichen Wahrnehmungsgefüges auseinanderzusetzen und die Routinen der Alltagswirklichkeit kritisch zu hinterfragen. Auch Oliver Ziegenhardts Vortrag lässt sich im Kontext der Langeweile als ästhetischem und diskursivem Verfahren verorten - wobei die diskursiven Dimensionen hier jedoch gerade versteckter Natur sind. Ziegenhardt lenkte das Augenmerk gekonnt auf eine Strategie bewusster Inszenierung von Monotonie in der Architektur - häufig als wohltuender Gegenentwurf zu Verspieltheit und Disziplinlosigkeit in diesem Bereich verstanden - deren Behauptung reiner baulicher Funktionalität und damit Ideologiefreiheit im Grunde nur von den tiefer liegenden ideologischen Implikationen eines solchen Anspruchs ablenke.

Den noch verbleibenden Beiträgen von Christian Stewen und Florian Sprenger war gemeinsam, dass sie Langeweile als eine Art, Zeit zu denken in den Mittelpunkt des Interesses stellten. So beschäftigte sich Stewen mit Langeweile als filmischer Manipulationsmöglichkeit des Zeitverständnisses anhand einer Gegenüberstellung in dem Film *Hearts in Atlantis* (2002): einerseits kindlicher ‚Lange-Weile‘, dargestellt durch episodische und visuell eindringlich inszenierte Momentaufnahmen, andererseits die aus der Retrospektive resultierende Erkenntnis der ‚Kurz-Weiligkeit‘ des Lebens, dem der Erwachsene eine narrative Struktur verleiht. Florian Sprenger wiederum thematisierte in seinem Vortrag die ‚Clock of the Long Now‘, eine bislang nur als Modell existierende Uhr, die über zehntausend Jahre die Zeit anzeigen soll. Derartige Zeiträume seien für Menschen nicht mehr nachvollziehbar und daher an bestimmte Darstellungsmodi gebunden - und als ein solcher Modus könne die ‚Clock of the Long Now‘ verstanden werden, da sie ermögliche, einen extremen Fall von ‚langer Weile‘ zu objektivieren und damit Langeweile auch als potenziell subjektlos zu verstehen.

Nicht zuletzt dank der positiv hervorzuhebenden großen Themenvielfalt der Beiträge ergab sich noch eine erfreulich lebhafte Abschlussdiskussion, bei der allerdings auch die kritische Frage gestellt wurde, ob die sozialpolitische Dimension des Phänomens Langeweile - und mit ihr der Bezug der oft phänomenologisch geprägten Analysen zur Lebenswirklichkeit - nicht vielleicht ein wenig zu kurz gekommen sei. Dem wurde allerdings entgegengehalten, dass diese Dimension vielleicht nicht immer ausdrücklich, zumindest aber implizit in einer Vielzahl der Beiträge vorhanden war. Letztendlich hat auch diese Tagung sicherlich mehr Fragen aufgeworfen als beantwortet, aber genau das kann ja durchaus lohnend und produktiv sein: Fast jeder der durchweg überaus interessant präsentierten Beiträge bot Anknüpfungspunkte, über die es sich lohnt, weiter nachzudenken. So bleibt als Fazit festzuhalten, dass es - um Herbert Schwaabs Vortragstitel noch einmal heranzuziehen - überaus spannend sein kann, der Farbe beim Trocknen zuzusehen.